

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 13

Artikel: Napoleons erste Liebe
Autor: Regis, Roger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Napoleons erste Liebe.

Von Roger Regis.

Madame Bonaparte trat, einen Schaumlöffel schwenkend — sie kochte gerade eine Bouillon — auf den hölzernen Balkon, von dem aus man den Hof übersah, und rief ihren Töchtern zu: „Was trödelt ihr denn so lange? Noch immer nicht fertig?“

Pauline und ihre jüngere Schwester Karoline hoben gleichzeitig ihre Köpfe nach der Richtung des Fensters. Mit über die Ellbogen aufgestreiften Ärmeln, eine feuchte Schürze um die Hüften, mit weißen Schaumsternen in den aufgelösten Haaren, wuschen sie Wäsche in einem kleinen Steinbrunnen, in den aus dem Mund eines Fratzengeflüchteten ein dünner Wasserstrahl floß. Karoline war erst 13 Jahre alt, Pauline nur um zwei Jahre älter. Sie schwatzten und lachten beim Arbeiten, manchmal balgten sie miteinander. Das Waschen war für sie ein Spiel.

„Wir sind gleich fertig, Mama!“ antwortete Pauline.

„Sei nicht böse, Mama!“ fügte die Jüngere hinzu. „Bei dem schönen Wetter ist es so lustig, im Wasser herumzuarbeiten!“

Weder sie noch ihre Mutter sprachen französisch. Selbst nach zweijährigem Aufenthalt in Marseille, wo die Familie sich im Juni 1793 niedergelassen hatte, bedienten sie sich noch immer der volltönenden, singenden korsischen Mundart.

„Es ist gut!“ sagte Madame Bonaparte. „Aber vergeßt nicht, daß heute vielleicht euer Bruder ankommt. Napoleon wäre wütend, wenn er euch so antreffen würde: schmutzig, schlecht gekämmt, ohne Strümpfe und Schuhe!“

Der bloße Name des abwesenden Bruders genügte, um die zwei Mädchen weiterarbeiten und verstummen zu machen. Er genügte auch, um Madame Bonaparte die kochende Suppe in Erinnerung zu bringen. Sie trat vom Balkon in die Küche zurück, wobei sie den Schaumlöffel wie ein Szepter in der Hand hielt.

Man hält das Szepter, das einem gegeben ist. Der Küchenlöffel war für die Frau des Charles Bonaparte, die mit acht Kindern Wittve geworden war, das Symbol der Autorität. Und Madame Laetitia hatte es immer verstanden, diese Autorität aufrecht zu erhalten. Aber als sie ihre Heimatinsel, dieses sanfte, schöne Eiland, das durch politische Wirren so zerrissen und lärmend geworden war, hatte verlassen müssen, als sie in

Frankreich Zuflucht gesucht hatte, da waren ihre Verantwortung und ihre Sorgen nur gewachsen.

Wobon lebte man? Von einer mageren Pension, die die Regierung den korsischen Flüchtlingen zahlte. Das heißt: so gut wie von nichts. Es war eine Misere. Die Familie hatte sich schlecht und recht bei der Canebiere in einem baufälligen, alten Haus niedergelassen, wo sie eine höchst bescheidene Wohnung mit drei engen Zimmern innehatte. Die meisten der acht Kinder hatten sich freilich in alle Winde zerstreut wie Wandervögel, die das Nest verlassen. Bei Madame Laetitia waren nur ihre beiden letzten Töchter geblieben und Jérôme, der noch ein Kind war. Napoleon schien zuerst als Artillerieoffizier eine schöne Laufbahn vor sich zu haben. Früher einmal hatte seine Mutter darauf gerechnet, daß er ihre Lage verbessern würde. Aber der Unvernünftige bezahlte jetzt teuer seine Beziehungen zu den Jakobinern; seit der Reaktion, die dem 9. Thermidor gefolgt war, hatte er seine Stellung verloren. Vergeblich suchte er in Paris die Ämter auf und bat seine Freunde — er ließ sich die Füße ab und hatte weiterhin eine leere Tasche. Nein — Napoleon würde nie mehr etwas erreichen!

Eine einzige Hoffnung war Madame Bonaparte geblieben: ihr ältester Sohn Joseph. Ja, der hatte Klugheit und Haltung bewiesen! Er war Offizier wie sein Bruder, hatte sich aber vom Heer weder Vorwärtskommen noch Reichtum erwartet. Er war praktischer und hatte eine gute Partie gemacht. Arm, wie er war, hatte er Julie Clary geheiratet, die Tochter eines Stoffhändlers aus der Rue des Phocéens. Und Julie hatte ihm eine Mitgift von 100 000 Francs in die Ehe gebracht.

Ein Spitzbube, dieser Joseph! dachte Madame Laetitia, indem sie den Deckel vom Suppentopf hob. Er wird uns aus der Verlegenheit helfen! Und bei dem bloßen Gedanken lächelte sie. Sie war durch Entbehrungen und Leiden vorzeitig gealtert — war sie doch erst 45 Jahre alt —; aber dieses Lächeln schien ihr ihre Jugend wiederzugeben.

Plötzlich ertönten aus dem Hof zwei freudige Stimmen: „Mama, Mama! Er ist da! Napoleon ist da!“

Wieder eilte sie zum Balkon und neigte sich in



Leopoldsdorf bei Wien.

den Hof vor. Da war wirklich der seit so vielen Tagen erwartete Sohn! Madame Laetitia fühlte, wie ihr Mutterherz freudig klopfte. Freudig und ängstlich. Sie hoffte stets, einen munteren, glänzenden, gewandten Offizier, wie Joseph es war, in Marseille erscheinen zu sehen. Ach, der Arme! Wie sah er nur aus! Wie war ihr Napoleon so mager und elend erschienen. Unter dem alten, fuchsfarbenen Hut hingen ihm die zottigen, unregelmäßig geschnittenen Haare in das knochige, gelbe Gesicht. Ein gänzlich abgeschabter Mantel schlug ihm um die Beine, die in alten, ausgetretenen Stiefeln steckten. Diese Stiefel konnten keine rechten Sohlen mehr haben!

„Komm herauf!“ sagte Madame Bonaparte, von Mitleid erfüllt, „komm schnell herauf, mein Kind, damit ich dich umarmen kann!“

Die arme Mutter hatte geglaubt, daß Napoleon heute zu ihr und zu seinen Schwestern nach Marseille gekommen war. Sie wurde bald eines Besseren belehrt. Nach ein paar eiligen Worten, einigen unbestimmten Erklärungen und einem achtlos hinuntergeschlungenen Mahl — schade! eine so gute Suppe! — entschuldigte er sich und ging sogleich fort. Mit festem Schritt wandte er sich der Rue des Rhodéens zu und klopfte an der Türe der Clary's an. Die Liebe trieb ihn an;

er gehorchte ihr mit um so größerer Begeisterung, als er zum ersten Male liebte.

Diese Liebe war vor zwei Jahren erblüht, genau zu der Zeit, als Joseph um Julie zu werben begann. Julie hatte eine damals 16jährige Schwester namens Désirée. Julie war lustig, weiter nichts. Aber Désirée war entzückend. Eine Brünette mit dunklem Teint, herrlichen schwarzen Augen, einem immer lebhaften Gesicht: sie verkörperte den Typ der schönen Provençalin. Nie hatte noch der bescheidene Artillerie-Kapitän ähnliches erlebt. Verliebt und schüchtern spielte er wie ein Kind mit diesem Kinde. Eines Tages hatte er sie sogar auf den Schoß genommen: „Ich bin dein Mann!“ und „Ich bin deine kleine Frau!“ flüsternten sie einander scherzend ins Ohr.

Madame Clary runzelte manchmal die Stirne. Ihr Mann war vor kurzem gestorben. Sie wünschte sich nichts Besseres, als nach der älteren Tochter auch die Jüngere zu verheiraten, aber sie dachte an die Mitgift, die sie beiden geben konnte, dachte an die Armut des Verliebten, und sagte sich: „Ich habe mit einem Bonaparte in der Familie genug!“

Aber die junge, hübsche, reiche Désirée hatte sich in diesen Bettler Napoleon verliebt! Das war er seit ihrer ersten Begegnung bis heute,

wo er mit 26 Jahren schlecht angezogen war und keinen Heller in der Tasche hatte; nichts an ihm war lebenswürdig oder verführerisch; aber er hatte merkwürdig blaue Augen und eine Flamme im Blick, die das junge Mädchen entzückte und bezwang.

Jedesmal, wenn Bonaparte einige Zeit in Marseille verbringen konnte, eilte er in die Rue des Phocéens zu seiner „kleinen Frau“. Und die Spielereien wurden bewegter, ernster. Oft gingen sie allein längs des Strandes spazieren. Ihre Gesichter waren von der Sonne und der frischen Luft gerötet, sie atmeten die salzige Meerluft, sie tauschten Küsse, und wenn sie bei Einbruch der Nacht zurückkehrten, schien der Freund neben der immer hübschen Désirée fast schön.

*

Im Salon der Clary sitzt Napoleon, den Hut auf den Knien, die Stiefel unter den Fauteuil gezogen, und wartet auf Désirée. Durch die weitgeöffneten Fenster sieht er das Leben der Straße und über den Häusern den wie eine Fahne ausgebreiteten Himmel. Noch nie war der Frühling so leuchtend, so duftend und verwirrend. Und der junge Offizier denkt im Inneren, daß dieser Frühling 1795 über sein ganzes Leben entscheiden soll. Endlich öffnet sich die Tür. Da ist das junge Mädchen! Um ihren Liebsten zu empfangen, hat sie ihr schönstes Kleid aus weißem, gelbgestreiftem Stoff angezogen und sich sorgfältig frisiert. In ihrer jugendlichen Munterkeit gleicht sie einer tanzenden Nymphe. Napoleon ist rasch aufgestanden, sein Hut ist auf die Erde gefallen; er wagt nicht, ihn aufzuheben; er wagt nicht, seiner Freundin entgegenzugehen. Sie ist es, die auf ihn zueilt, die nackten Arme um die Schultern des jungen Mannes legt und verliebt seinen Kuß sucht.

Jetzt sitzen sie nebeneinander und sprechen. Er vor allem, denn er ist gekommen, um ernsthaft zu reden. Er spricht von den großen Hoffnungen, die ihn bei seinem Austritt aus der Schule von Brienne beseelten. Dann von seinen verschiedenen Garnisonen, während deren seine Träume sich allmählich in Nichts auflösten. Jetzt weiß er, welche Zukunft ihn in der Armee erwarten kann: eine traurige Zukunft!

Und Napoleon schloß mit den Worten: „Ich habe auf meinem Wege immer das Glück gesucht, aber vergeblich! Ich sah nur das Phantom des Ruhmes an mir vorbeiziehen. Heute weiß ich, daß der Ruhm mir nicht bestimmt ist.“

Er schweigt und Désirée sieht ihren Freund ganz überrascht an. Sie hält seine Hand in der ihren. Sie lächelt ihm zu, mit einem Lächeln, das einen freundlichen Vorwurf einschließt. „Das Glück“, murmelt sie. „Bist du so sicher, daß es dir nicht begegnet ist?“

„Was meinst du?“

„Und ich — was bin ich dir denn?“

Sie wirft sich wieder in seine Arme und sucht seine Lippen. Er kann an einen so raschen Erfolg nicht glauben, er wagt nicht zu hoffen, daß sein heimlichster Wunsch schon verwirklicht ist. Aber sie sagt mit lauter Stimme: „Während deiner Abwesenheit habe ich meiner Mutter gestanden, wie sehr ich dich liebe. Ich habe ihr gesagt, daß ich mein Leben für immer mit dem deinen verbinden will. Ich habe sie angefleht, unserer Heirat zuzustimmen. Endlich hat sie meinen Bitten und Tränen nachgegeben. Sei glücklich, mein Freund, so wie ich glücklich bin! Wir werden heiraten, sobald du es willst!“

O ja, er ist glücklich, aber er bleibt ernst: „Wir werden heiraten, mein Engel, sobald ich mir eine Stellung geschaffen habe.“

Aber sie sagt: „Nein, wir dürfen nicht warten! Du hast wenig Aussicht, deinen Rang wiederzuerlangen; du hast es mir selbst versichert. Laß von der Armee! Wir werden doch meine Mitgift haben! Mit 100 000 Francs ist man reich. Wir werden uns bei Marseille ein kleines Haus kaufen, mit Weinbergen, Obstbäumen und Wiesen rundherum. Wir werden Hammel züchten. Ist das nicht das Glück?“

Sie lacht, und er lacht mit ihr. Er läßt sich von dem überschäumenden, provençalischen Enthusiasmus gefangen nehmen und sieht sich bereits in Hantinghose und großem Strohhut; er wandert an seinen Weinstöcken, Obstbäumen und Wiesen vorbei; er streichelt im Vorübergehen seine Hammel; er atmet den berausenden Duft des Thymians und der Orangenbäume; er fühlt auf seinem Arm den köstlichen Druck des geliebten Armes; jetzt zweifelt er nicht mehr; ja, das ist das Glück, und das ist seine Zukunft!

„Nun“, fragt Désirée, „abgemacht?“

„Abgemacht!“ antwortet er.

Wieder umarmen sie einander. Zwischen zwei Küssen seufzt das junge Mädchen: „Mein kleiner Bonaparte, nur um etwas muß ich dich bitten: daß ich dich nicht mehr Napoleon nennen muß! Das ist ein so unmöglicher Name und

schwer auszusprechen. Wenn es dir recht ist, werde ich dich einfach Leon nennen."

*

Zwei Tage später reiste der kleine Bonaparte wieder nach Paris. Es war notwendig: vor seiner Verheiratung mußte er seine Angelegenheiten ordnen und sich von einigen Freunden verabschieden. Er reiste ab, schrieb Désirée eine Zeitlang, erhielt Briefe von ihr und hörte allmählich auf, ihr zu antworten. In dieser Zeit traten Er-

eignisse ein, die niemand hatte voraussehen können: die Begegnung mit Josephine von Beauharnais; der italienische Feldzug, die Expedition nach Ägypten und noch ein paar kleine Geschehnisse ähnlicher Art.

Das braune Marseiller Kind hatte sich gelobt, dem Andenken des vergesslichen Freundes treu zu bleiben. Aber sie vergaß dennoch, heiratete den General Bernadotte und wurde später Königin von Schweden.

's groß Wirtshus.

Im Himmel mues äs Wirtshus sy,
Das heißt, bigopp, nu Sunne!
Dr guldi Schilt ist mängsmol z'gseh
Uf üsrer Arde unne.

Und heimelig, die ganz Nacht dur,
Brünnt heiterlacht d'Latärne.
Chly Schybe, und'rem Chläbdach zue,
An glyched i de Stärne.

Im Himmel mues äs Wirtshus sy,
Das heißt, bigopp, nu Sunne!
Dr Gastwirt mag am Stubetisch
I jed'rem öppis gwunne.

Dr mues ä Hufte Gastig ha;
Sust wär nüd alls bilüchtet,
An Ängel tüeg ufwarde det,
Sävil f' eim öppe brichted.

Im Himmel mues äs Wirtshus sy,
Das heißt, bigopp, nu Sunne!
Bim Glesli sind die stillne Gäst
I Säligkeit igspunne.

Die Türe i dr Stägebrugg,
Blybt Tag und Nacht eim offe.
Wie mänge von is ist äwäg,
Zue äner Sunne gloffe.

Otto Hellmut Lienert.

Die Gans.

Von Harald Spitzer.

Wenn das folgende, kleine Geschehnis erdacht worden wäre, würde es zweifellos einen furchtbar kitschigen und bei den Haaren herbeigezogenen Eindruck erzeugen.

Die Wirklichkeit aber erschüttert auch dort, wo die Erfindung versagt . . .

Bisweilen überrascht uns das Leben mit seltsamen Zufällen.

Unlängst kam ich zu einer Straßen-Szene: zwei Frauen waren aneinandergeraten.

Die eine, Beamtensgattin oder so, trug ein Marktnetz, in dem eine tote Gans lag.

Die andere, vermutlich arbeitslos und sehr dürrtüg gekleidet (wer weiß, was ihr schon alles widerfahren war in den Jahren), schimpfte laut, mit der Hand auf das Luxusessen im Netzweisend:

„— I hab schon seit Wochen ka Stück Fleisch gseh, und die . . . die kann si a ganze Gans kaufn —!“

Neid, Haß und empörtes Elend sprühten aus trüben Augen.

Die Beamtensfrau wehrte entrüstet-verlegen ab und trachtete weiterzukommen.

Im nächsten Augenblick war die Episode im Straßengetriebe untergegangen.

Ich hatte denselben Weg wie die Frau mit der Gans und folgte ihr.

Sie war noch sichtlich erregt.

Da traf sie eine Bekannte, der sie den Vorfall von früher (natürlich) erzählte.

Ich konnte einen Teil des Gespräches aufschnappen.

Und dabei erfuhr ich etwas, das ich nicht im mindesten erwartete: Diese Frau eilte heim zu